



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 129.

Dienstag, den 2. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Häbler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Des Grafen Kopf war müde in die Kissen zurückgefunken, die Augen halb geschlossen, aber auf dem Gesicht lag ein rosiger Schein der scheidenden Sonne, der den blaffen Wangen des Kranken das Rot blühender Gesundheit verlieh.

Um so bleicher erschienen die schmalen Hände, welche auf der Decke lagen, die über die Knie gebreitet war und die glutroten Rosen hielten.

Einige Augenblicke war alles still; dann sagte der alte Herr, ohne die müden Lider mehr zu öffnen: „Du bist recht früh wieder heimgekommen, Julia. Ich danke Dir.“

„War es nicht selbstverständlich, daß ich meinen Patienten nicht warten ließ? Ich war nur eine flüchtige halbe Stunde auf Rosenhofen, um mit dem Grafen, der morgen in die Stadt fährt, die Angelegenheit wegen eines neuen, zuverlässigen Kammerdieners zu besprechen. Er wird sein Möglichstes tun!“

„Ist nicht mehr nötig, meine liebe Julia. Ein Zufall hat mir das Richtige direkt ins Haus geführt. Ich habe meinen Kammerdiener bereits engagiert.“

Ein kurzer, scharfer Blick zuckte jäh wie ein Blitz über den Kranken hin.

„Du hast bereits die so wichtige Frage entschieden?“

„Vollkommen! — Und wie ich hoffe, auch zu Deiner Zufriedenheit. — Laß Dir nachher von Thea das Nähere erzählen. Ich bin zu abgespannt und müde, mein Kind.“

„Möchtest Du Dich nicht niederlegen jetzt?“ fragte die Baronesse, indem sie sanft den Arm unter die Kissen schob, die seinen Kopf stützten.

„Gern. — Ich fühle mich wieder so müde — so zum Sterben müde.“

„Hast Du Schmerzen?“ fragte sie teilnehmend.

Der Kranke schüttelte leise das Haupt, indem er sagte: „Nein, Schmerzen habe ich überhaupt nicht, Du weißt ja, nur kraftloser und schwächer werde ich von Tag zu Tag. Den Nachmittag habe ich außerhalb des Bettes zugebracht, nicht gerührt habe ich mich in meinem Stuhl, und dennoch ist mir, als hätte ich die anstrengendste Tätigkeit hinter mir. Wie zerklüftet bin ich an Leib und Geist.“

„Hoffentlich kommt das Fieber nicht wieder, und Du kannst ruhig und traumlos schlafen.“

„Schön wär's,“ sagte der Graf leise, ohne sich zu regen, „wunder schön. — Wenn auch der Schlaf mich nicht erquickt, wenn ich auch müder erwache, als ich einschlief, so quält er doch nicht wie das furchtbare Fieber, das mich peinigt, und diese entsetzliche Angst dabei, die mir die Kehle zusammen schnürt.“

„Nun, morgen kommt ja endlich Doktor Möhringen. Ich habe das größte Vertrauen zu seiner Kunst, denn er hat an Mama ja tatsächlich Wunder getan. Ich bin überzeugt, daß er auch bei Dir, lieber Onkel, das Richtige finden und Dir vom ersten Moment an sympathisch sein wird.“

„Wir wollen es hoffen,“ lächelte der Kranke müde. „Aber jetzt wird es Zeit, daß ich zur Ruhe gehe. Ich fühle mich mehr als müde.“

Julia läutete, und Hans erschien nach wenigen Augenblicken, richtete sanft den Grafen aus den Kissen des Lehnstuhles auf, wobei man sehen konnte, wie hinfällig und gebrechlich der Kranke eigentlich war.

Auf dem Arm des Dieners sich mühsam stützend und von der anderen Seite von Julias Arm umschlungen, ging er langsam Schritt für Schritt nach dem nebenan liegenden Schlafzimmer, auf dessen Schwelle Komtesse Thea ihn in Empfang nahm und mit Hilfe des Dieners hineingeleitete, während Julia ins Wohnzimmer zurücktrat.

Leise schloß sich die Tür und langsam trat die Baronesse zum Fenster, wo sie einen kleinen, vielfach zusammengekniffenen Zettel entfaltete, den ihr Hans hinter dem Rücken des Grafen zugesteckt hatte.

Das Papier, dessen Inhalt sie im Dämmerlicht entzifferte, enthielt nur wenige Sätze und lautete:

„Neuer Kammerdiener vom Grafen selbst engagiert. Kam um 12 Uhr mittags in defekter Kleidung an, ohne jedes sonstige Gepäck, begab sich gegen 4 Uhr mit Briefen zur Station. Ueber sein Verhältnis zum Hause nichts herausbekommen. — Vorsicht! Francois!“

Eine tiefe Falte zog sich scharf über der feinen Nase des Mädchens zusammen, und ihre Lippen preßten sich im Unmut fest aufeinander, als sie den Zettel gelesen hatte und dann in die Tasche ihres Kleides senkte.

Unbeweglich stand sie so, lange — lange Zeit, die Arme über der Brust gekreuzt, die großen Augen nachdenklich in die Ferne gerichtet, als müßte ihr von dort irgend eine Erleuchtung kommen, die Antwort auf irgend etwas, das ihre Gedanken beschäftigte. Worüber brütete dieser goldrote Frauenkopf, was bewegte sich hinter dieser marmorblassen Stirne, an deren schmalen Schläfen die dünnen Nadeln so schnell und lebhaft klopften, daß ein feiner Beobachter sicher bemerkt hätte, daß in der geheimen Gedankenwerkstatt da drinnen alles in Aufruhr war, daß dort ernsthaftere Dinge im Werden waren als Mädchensorgen, jugendliche Ländelei oder freundliche Fürsorge um eines alten Mannes Wohl.

Sie war schön, die „rote Baronessin“, wie man sie drunten im Dorfe nannte, sehr schön sogar, aber ihre Schön-

heit hatte etwas von dem unheimlichen Banter der Un-
dinen und der Willis, von denen das Märchen sagt, daß
kein Herz in ihrem Busen schlägt.

Die Uhr auf dem Gessims des hohen Kamins aus
schwarzem Marmor schlug acht.

Im selben Augenblick öffnete sich die Thür zum Schlaf-
zimmer des Grafen und Thea trat heraus.

„Ist es Dir recht, Julia, wenn ich hier im Wohn-
zimmer decken lasse?“ fragte sie freundlich.

„Aber gern! Es ist mir sogar lieber so, da man hier
ja in Onkels unmittelbarer Nachbarschaft ist und alles
hören kann, was im Schlafzimmer vorgeht.“

Die Komtesse drückte auf die Glöde und ein freund-
liches rotwangiges Mädchen trat ein, ihre Borse, ein echtes
Schwarzwälder Bauernkind mit den lang herabhängenden
Böpfen und den hellblauen Augen.

„Nach Licht, Bärbel, und decke hier — nicht im Speise-
zimmer!“ sagte Thea. Dann wandte sie sich an Julia und
fragte: „Machst Du mit mir bis zum Essen noch einen Spa-
ziergang im Freien? Ich habe den ganzen Nachmittag bei
Papa gegessen und sehne mich nach Luft.“

„Ich muß noch mal auf mein Zimmer“, entgegnete die
Baronesse. „So gern ich mitginge, ich muß aber vor dem
Essen noch schnell ein paar Zeilen an Tante Clementine
schreiben, deren Geburtstag übermorgen ist. Ich bin auch
gar zu vergeßlich! Du entschuldigst mich also!“

„Ich muß wohl“, lächelte Thea. „Bleib aber nicht zu
lange. Hier unten ist es gar so einsam.“

„In höchstens fünfzehn Minuten bin ich da. Bleibe
auch Du nicht zu lange im Freien, damit Du Dich nicht
erkältest, Kind. Du weißt, die Abende sind jetzt noch kühl,
und sobald die Sonne herunter ist, kommt von den Bergen
eine gefährlich kalte Luft.“

Thea nahm ein leichtes Tuch, das über einem der
Stühle lag und ging, während Julia mit ihr durch die an-
stehenden Räume bis zum Treppenhause schritt und dann
rasch die Stufen hinaufsteigte nach ihrem Zimmer, wo sie sich
einschloß.

Schnell nahm sie an dem kleinen Schreibtisch Platz,
und in fliegender Hast ging die Feder über das Papier.
Dann fuvertierte sie den Brief und versah ihn mit der
Adresse: „Herrn Grafen Bodo von Reuders-Grafth, C.,
Hohenbrennerstraße 24.“

Dann schob sie den Brief in einen zweiten Umschlag,
den sie wieder mit der Aufschrift versah: „Fräulein Susan-
ne Bernier, Modistin, München, Dienerstraße 12. Durch
Eilboten zu bestellen, auch des Nachts!“

Dann lehnte sie sich zurück und rechnete nach. Wenn
der Brief, der, um nach der Residenz zu gelangen, den Um-
weg über München nahm, so konnte er am zweiten Tage
in den Händen des Adressaten sein, vorausgesetzt, daß er
heute noch mit dem 11 Uhr-Zuge abging.

Sie nahm schnell einen Briefbogen, schrieb zwei flüch-
tige, glückwünschende Worte darauf, steckte ihn in den Brief-
umschlag und adressierte an: „Fräulein Clementine von
Bingen, Stiftsdame, St. Marta-Stift.“

Dann ging sie mit den beiden Briefen in der Hand hin-
unter ins Wohnzimmer, wo Thea sie bereits am Speisetisch
erwartete, über den die bronzene Hängelampe ihren freund-
lichen Schein goß. Julia hatte wieder ganz ihr harmloses
Gesicht, als sie eintrat und der kleinen Borse sagte:

„Sagen Sie Francois, daß er sofort den Braunen sat-
teln und nach der Station reiten muß, um zwei Briefe zu
bestellen, die mit dem letzten Zug noch abgehen müssen.“

Dann setzte man sich zu Tisch.

„Wirst Du heute wieder so lange wachen, Thea, bis ich
herunter komme?“ fragte Julie. „Du solltest Dich ein we-
nig schonen. Du siehst blaß und angegriffen aus. — Und
der Onkel scheint sich heut ja ein wenig besser zu fühlen und
böllig fieberfrei zu sein.“

„Ich werde mich gleich schlafen legen“, entgegnete
Thea, „und ich kann dies um so beruhigter tun, da der
neue Kammerdiener sich erboten hat, den ersten Teil der
Nacht bei Papa zu wachen.“

„Ah, richtig! Der neue Hausgenosse. Von dem hörte
ich ja vorhin ganz flüchtig zu meinem Erstaunen. Wer
hat denn die Akquisition eigentlich gemacht?“

„Den hab' ich entdeckt“, sagte Thea, kaum merklich er-
rötend.

„Du?“

„Ja, denk mal! Und weißt Du, wo ich ihn gefunden
habe?“

„Da bin ich begierig.“

„Mitten im Walde. Oben auf dem Wege zwischen
Neuhaus und Röhrenbach.“

Und nun erzählte die Komtesse in kurzen Worten der
aufmerksam zuhörenden Kusine die harmlose Geschichte,
wie Oswald ihren Weg gekreuzt hatte, wie er ins Schloß
gekommen war und wie ihn der Graf, eingenommen von
seinem angenehmen Aeußeren und seinen netten Manieren,
ohne weiteres engagiert hatte.

„Ah — so hängt die Geschichte also zusammen! —
Und ich vermutete dahinter irgend eine warme Empfehlung
von befreundeter Seite aus der Stadt. Das muß ja ein
Wundermann sein, der so schnell hier Vertrauen gefunden.“

„Muß man einem Menschen nicht vertrauen, der offen-
bar so arm, daß er in abgetragener Kleidung die Landstraße
der Eisenbahn vorzieht, doch so ehrlich ist, eine Börse mit
ziemlich viel Geld dem Verlierer zurückbringt? — Ich hatte
die ganze Summe bei mir, in Papier und Gold, die der
Pächter Neubert heute abgeliefert.“

„A la bonheur! — Entweder ist dieser „dens er ma-
china“ sehr ehrlich oder — sehr schlau. — Du weißt, ich bin,
was Menschen anbelangt, nun einmal pessimistisch veran-
lagt. Ich muß mir Deine Protege erst eine Zeitlang in der
Nähe ansehen, um über seine Qualitäten mir ein abschlie-
ßendes Urteil zu bilden.“

„Ich bin selbst neugierig, wie er Dir gefällt. Abge-
sehen von seinem hübschen, gewinnenden Aeußeren hat er
für einen Domestiken ganz merkwürdig viel Form und
macht den Eindruck eines gebildeten Menschen.“

„Das sind im Grunde genommen eigentlich die un-
tauglichsten, wenigstens nach meinen Erfahrungen. Diese
Sorte von Halbgebildeten, bei denen das Gelernte nicht ge-
reicht hat, um etwas Rechtes zu werden, erhebt sich nur zu
leicht über die Grenzen, die ihr Stand ihnen vorzeichnet.
Sie dünken sich etwas besseres, als sie und ihresgleichen nun
einmal sind, bilden ein entsetzliches Mittelding zwischen
Bürgerstand und Proletarier und verbinden mit dem
Mangel an Subordination gewöhnlich einen höchst lächer-
lichen Stolz oder richtigen Dünkel. Ich will Deiner Men-
schenkenntnis nicht zu nahe treten, liebe Thea, aber was
Du von ihm sagst, ist eigentlich wenig dazu angetan, diesen
Fremdling mir sympathisch zu machen. In der Stadt ha-
ben wir solch eine Klasse von Dienstmädchen, die sich gerne
„Fräulein“ titulieren, zu hochmütig sind, um Mägde sein
zu wollen, und zu geringen Herkommens, um an das
„Fräulein“ irgend etwas Anrecht zu haben. — Na — nous
verrons.“

Als die Damen sich vom Tische erhoben, meldete sich
„Monsieur Francois“, der Reitknecht, ein Mensch, mit
einem Gesicht wie ein Fuchs, spitzen, absteigenden Ohren und
listigen Augen, dem die Baronesse die beiden Briefe über-
gab, die bis dahin auf der Ecke des Speisetisches dicht vor
Thea gelegen hatten.

„Mit dem letzten Zuge müssen beide Briefe abgehen“,
sagte die junge Dame kurz, und der Reitknecht trat ab.

Dann plauderten die beiden Cousinen noch eine Zeit-
lang miteinander, bis Thea sich verabschiedete und sich in
ihr Zimmer zurückzog, das sich in einiger Entfernung vom
Wohnzimmer auf demselben Korridor befand.

Julia blieb allein, in den großen Armstuhl mit einem
Buche tief hineingelehnt, aber ihre Blicke irrten über die
Blätter hinweg, hinaus über die dunklen Berge, über den
graublauen Nachthimmel, an dem die ersten Sterne auf-
blitzten. Sie dachte nach. Wer war dieser Mensch, der so
plötzlich hier im Schlosse aufgetaucht war, der so ganz und
gar nicht in ihre Berechnungen paßte? Wo kam er her?
Was wollte er hier?

Einer der Grundzüge ihres Charakters war ein tief-wurzelndes Mißtrauen mit dem sie allem begegnete, wer ihr neu gegenübertrat. Daß man diesen wildfremden Burschen so ganz zufällig von der Landstraße zum Kammerdiener engagiert hatte, glaubte sie nicht. Für ihren kalten, klug berechnenden Verstand gab es keine Sympathien, die so schnell über das Wohl eines Menschen entscheiden konnten.

Ihrer festen Ueberzeugung nach war der Mann mit einflussreichen Empfehlungen hierher gekommen. Aber durch wen? Hier endigte ihr Kombinationsvermögen.

Punkt 10 Uhr erschien Oswald, um seinen ersten Nachtdienst anzutreten.

Der neue Hausgenosse und die „rote Baronin“ standen sich zum erstenmale gegenüber. Jeder hatte sich vorgenommen, dem andern gegenüber so harmlos wie möglich zu erscheinen, und beiden gelang ihre Absicht vortrefflich.

Und noch eins, was keiner von beiden vorausgesehen hatte, geschah. Oswald fiel auf den ersten Blick der Baroness mehr auf, als ein Diensthote sonst einer Dame von Stand auffallen dürfte.

Sie war auf einen Diener im gewöhnlichen Sinne gefaßt gewesen, und vor ihr stand ein junger Mann mit einem der schönsten und sonnigsten Gesichter, die ihr je im Leben begegnet waren, mit einem Paar Augen, wie sie sie schöner und ausdrucksvoller noch nie gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Klinkedenkmal in Spandau.



Beim Sturme auf die Düppeler Schanzen hat sich der Pionier Klink vom 3. Bataillon heldenhaft geopfert, indem er, um eine Gasse zu bahnen, einen Pulversack, den er in der Hand hielt, mit den Worten entzündete: „Gott Hauptmann, grüßen Sie mein Weib und meine Kinder!“ In der nächsten Minute war Klink in Stücke gerissen, aber die Breche in die feindlichen Schanzen war gelegt. Für diesen Braven wird demnächst auf dem Platze vor dem Fehrbelliner Tore in Spandau ein von dem Bildhauer Wandschneider in Charlottenburg geschaffenes Denkmal errichtet, das Klink in dem Augenblick darstellt, wo er, schwerverwundet, über einer niederbrechenden Ballisadenwand zusammenstürzt. Das Denkmal ist gestiftet von ehemaligen Kameraden des 3. Pionierbataillons.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt.

Die Automobilisten rüsten sich zur Prinz-Heinrich-Fahrt. Man kauft hin und wieder Nachrichten über die Einzelheiten der Strecke oder über die Bedingungen der Teilnahme, über Schnelligkeitsprüfungen in der Ebene und im Gebirge. Dem Laien mag dieses große Interesse an einem scheinbar rein sportlichen Unternehmen vielleicht übertrieben erscheinen. Denn er denkt sich unter Automobil-Touren-Fahrt nichts weiter, als eine mehrtägige Vergnügungsreise im Automobil; er denkt vor allem dabei an die verstaubten, im Verkehr behinderten Chaussees, und die Furcht vor Unfällen steigt auf. So ist es ganz verständlich, wenn der Nicht-Automobilist zu dem Schlusse kommt: solche Fahrten sind nur eine Störung des Verkehrs und womöglich eine Gefahr; man sollte sie daher einfach verbieten.

Diese Ansicht wäre wohl berechtigt, wenn wirklich die Tourenfahrten nur ein sinnloses Umherfahren wären. Aber die Prinz-Heinrich-Fahrt ist ebenso, wie es früher die Hertomer- und andere Fahrten waren, doch mehr als eine bloße Spazierfahrt durch Deutschlands Gauen; sie ist eine Probe dessen, was die Kraftwagen zu leisten vermögen. Bei allen Verkehrseinrichtungen, ja bei allen Forschungen und Erfindungen ist ein praktisches Ausprobieren der verschiedensten Dinge nötig, und wenn keine Gelegenheit zum Ausprobieren gegeben würde, könnte kein Fortschritt stattfinden. So gut unsere Kinder in den Schulen geprüft und nach dem Ergebnisse der Wettbewerbe gesetzt werden, ebenso werden auch die Verkehrseinrichtungen danach bewertet, was sie sich in den Konkurrenzen gehalten haben. Was wäre wohl aus der Dampfschiffahrt geworden, wenn sich die einzelnen Länder und Gesellschaften nicht so scharfe Konkurrenz gemacht hätten? Zu Anfang handelte es sich stets darum, wer am schnellsten zu fahren vermochte, und diesem Streben verdanken wir die großen, schnellen Schiffe, die man nicht mit Unrecht die Oceanwindhunde genannt hat. Aber dann sah man ein, daß die Wirtschaftlichkeit doch allzusehr darunter litt, wenn man die Schiffe nur mit Rücksicht auf ihre Schnelligkeit bauen wollte. Und so kam man ganz von selber dazu, die Güte eines großen Dampfers nicht nur von seiner Schnelligkeit, sondern auch von seinem ruhigen Gang, seinem möglichst sparsamen Kohlenverbrauch, seiner Ladefähigkeit und nicht zuletzt von seiner bequemen Einrichtung abhängig zu machen. Ganz ähnliche Entwicklung zeigen die Eisenbahnen, die Straßenbahnen usw. Man kann nun ohne weiteres verstehen, daß ein so gänzlich neues Fahrzeug wie das Automobil nur dann Fortschritte aufweisen kann, wenn genügend Gelegenheit geboten wird, alle Einzelheiten der Konstruktion auszuprobieren. Wie alle diese Dinge: Motore, Räder, Karosserie, Anordnung der Federung, Betriebsstoff usw. beschaffen sein sollen, muß die Praxis lehren.

Wohl kann man im gewöhnlichen Betrieb der Fahrzeuge viele Erfahrungen sammeln, aber das erfordert Zeit, und die Industrie und auch die Käufer haben doch ein Interesse daran, möglichst bald ein in jeder Beziehung einwandfreies Gefährt herzustellen oder zu kaufen. So richtete man auch für die Automobile Konkurrenzen und Wettbewerbe ein. Ähnlich wie im Schiffsverkehr stand zuerst die Schnelligkeit im Vordergrund des Interesses. Aber diese einseitige Betonung der Geschwindigkeit verleitete die Industrie dazu, besondere Rennwagen zu bauen, die natürlich für die gewöhnlichen Straßenverhältnisse ohne jede praktische Bedeutung waren. Aber Solidität der Fabrikate, Sicherheit der Motore, Sparsamkeit im Verbrauch des Betriebsstoffes, Bequemlichkeit in der Anordnung der Sitze usw. sind mindestens so wichtig wie die Erlangung einer Geschwindigkeit, die über das brauchbare Maß hinausgeht. Die bei den großen Rennen gesammelten Erfahrungen ließen sich aber nicht schlecht hin auf die gewöhnlichen Straßenwagen anwenden. So mußte man also Gelegenheit zur Prüfung von Gebrauchswagen schaffen, und diesem Zwecke dienen die Tourenfahrten.

An den Tourenfahrten dürfen sich nur praktische Gebrauchswagen beteiligen, die schon längere Zeit im gewöhnlichen Verkehr benutzt worden sind. Sie müssen während des Wettbewerbes so gefahren werden, wie man sie alle Tage fährt. Der Chauffeur darf täglich nur eine Stunde vor der Abfahrt mit der Reinigung und Instandsetzung des Wagens zubringen; wer sich aber länger mit dieser Arbeit aufhält, bekommt Strafpunkte. Auch jede Reparatur wird mit Strafpunkten belegt. Sieger bleibt der Wagen, der nach Ablauf der Tourenfahrt die wenigen schlechten und die meisten guten Punkte aufweist.

Um nun auch einen Wettbewerb dessen, was die einzelnen Wagen über das normale Maß hinaus leisten können zu ermöglichen, werden an zwei abgeparten letzten Strecken der Fahrt Schnelligkeitsprüfungen abgehalten, die eine in der

Wenn, die andere in den Bergen. Da nun Wagen der verschiedensten Größen vorhanden sind, so hat man für jede Größe eine Durchschnittsleistung festgesetzt, die mindestens erreicht oder besser noch überboten werden muß. So kommen große und kleine Wagen zu ihrem Recht. Abgesehen von diesen besonderen Schnelligkeitsprüfungen auf kurzer abgesperrter Strecke wird die Schnelligkeit nicht bewertet. Im Gegenteil: jeder Wagen ist streng verpflichtet, das von dem ersten Wagen angegebene Tempo innezuhalten, und kein Wagen darf an dem vorausfahrenden vorbeipassieren, wenn dieser nicht durch Reparaturen aufgehalten wird. In diesem Falle muß der verunglückte Wagen durch Aufstecken einer weißen Fahne ein Zeichen geben. Alle Wagen sind mit Geschwindigkeitsmessern versehen, so daß jeder Fahrer ständig über seine Schnelligkeit unterrichtet bleibt. Die Geschwindigkeit, die der Wagen der Oberleitung angibt, darf das Maß dessen nicht übersteigen, was ein vernünftiger Automobilist in ruhiger Fahrt anwenden.

Diese strengen Bestimmungen zeigen wohl am besten, daß die Prinz-Heinrich-Fahrt niemals in wilde Majerei ausarten kann. Es ist ja bekannt, daß der Bruder unseres Kaisers, der eifrige Förderer des Automobilwesens, nichts so sehr haßt wie die „wilden Fahrer“, und daß er mit unweigerlicher Strenge gegen alle Auswüchse des Sports vorgeht. So wird die Tourenfahrt, die seinen Namen trägt, ganz besonders gegen den Schnelligkeitseitel gesiegt sein. Natürlich wird die Geschwindigkeit des Fahrers sehr viel zum Siege beitragen. Denn durch ungeschicktes und unvorsichtiges Fahren entstehen nur zu oft Unfälle der Wagen, und jeder dadurch verursachte Fehler im Fahren wird mit Strafpunkten oder völligem Ausschluss von der Konkurrenz bestraft. Die Tourenfahrt führt durch die norddeutsche Tiefebene über Stettin, Mecklenburg, Hamburg nach Hannover, und von dort durch die westfälischen und rheinischen Berge nach Frankfurt, dem Endpunkt der Fahrt. Es werden gute und schlechte Wege befahren, trümmer und grade, steile und ebene, große Städte und kleine Dörfer werden passiert, vielleicht auf staubigem oder schlüpfrigem Pflaster. So müssen die Fahrer schon ihre ganze Aufmerksamkeit der Fahrkunst widmen, wenn sie ihren Wagen ohne Strafpunkte durch alle Wege führen wollen. Die Fabrikanten werden aber bei so starker und anhaltender Inanspruchnahme der Wagen weit mehr Erfahrungen sammeln können als unter den gewöhnlichen Verhältnissen.

Zum Schluss könnte man wohl fragen: ja, ist denn das Automobil eine so wichtige Erfindung, daß es sich lohnt, solche Opfer an Zeit und Kosten zu bringen? — Wer ein wenig die Entwicklung des Automobils verfolgt hat, der hat auch gesehen, daß der Kraftwagen bestimmt ist, ein gemeinnütziges Verkehrsmittel zu werden, wie es Postkutsche und Omnibus sind. Und wenn auch diese Entwicklung heute erst im Anfang steht, so gibt doch die Automobilindustrie schon hunderttausenden von Arbeitern und Angestellten Brot, und die Ausfuhr an Automobilen beläuft sich jährlich schon auf 20 Millionen Mark. Es ist also berechtigt, für die Weiterentwicklung dieser Industrie Sorge zu tragen, und die Prinz-Heinrich-Fahrt will auch nichts weiter sein, als ein Mittel, die Entwicklung zu fördern. R. A.

Vermischtes.

Von der Rheinreise des deutschen Kronprinzenpaares werden noch einige kleine Zwischenfälle bekannt. In Barmen hatte man an das silberne Band des Blumenstraußes, der der Kronprinzessin überreicht wurde, die Medaillonbildnisse ihrer beiden Kinder in silbernen Rahmen befestigt. Bei der Abfahrt vermisste die Kronprinzessin eins der Bilder und sie teilte dies dem Oberbürgermeister mit. Als er äußerte, die Polizei werde es sicher finden, sagte die Prinzessin nach der Köln. Ztg.: „Da trauen Sie Ihrer Polizei aber viel zu“. Der Bürgermeister erwiderte, daß er das unbedingt könne. Es gelang auch wirklich, noch vor der Abfahrt das Bild wieder aufzufinden. Dem Kronprinzen wurden in Barmen durch Briefstaben, die man in Bonn ausgelassen hatte, Grüße seines Bruders Oskar und seiner Tante, der Prinzessin zu Schaumburg, übermittelt.

Eine romantische Liebesgeschichte gelangte neulich vor dem Kriegsgericht in Dantzig zur Verhandlung. Der Einjährig-Freiwillige B. im Feldart.-Regt. 36 hatte sich dieserhalb wegen Fahnenflucht zu verantworten. Vor einiger Zeit hatte er ein junges Mädchen, die unverheiratete B. kennen gelernt und mit dieser ein Liebesverhältnis angeknüpft, das sogar soweit ging, daß die beiden eine gemeinschaftliche Wohnung bezogen. Bei den Eltern des jungen Mannes fand die Sache naturgemäß keine Billigung und sie bemühten sich, eine Lösung des Verhältnisses herbeizuführen. Scheinbar gelang ihnen dies auch, als der Vater dem jungen Mädchen eine Abstandssumme von

5000 M. bot unter der Bedingung, daß sie sich für immer von seinem Sohne trennen sollte. Er fand bei ihr volles Entgegenkommen und die Sache schien damit aus zu sein. Aber trotz des empfangenen Geldes wollte die B. nicht von dem Geliebten lassen und so überredete sie ihn denn eines Tages dazu, mit ihr nach England zu fliehen und sich dort trauen zu lassen. Ursprünglich sollte die Fahrt nur bis Berlin gehen, wo sie Unterkunft nehmen wollte und B. sollte sie nur dorthin begleiten, zu welchem Zwecke er sich einen Tag Urlaub nahm, der ja auch zur Hin- und Rückfahrt ausgereicht hätte. Sie verstand ihn hierbei aber doch zu bewegen, daß er in die Fahrt nach England und die dort vorzunehmende Trauung willigte. Die Unkosten dieser Spritzfahrt wurden von den 5000 Mark, die die B. als Abstandssumme erhalten hatte, bestritten. Nach einigen Wochen kam das neugebaute Ehepaar aber auf Veranlassung von Verwandten des Mannes zurück und er stellte sich selbst der Militärbehörde. Die Verhandlung war insofern hochdramatisch, als die junge Frau im Zeugenzimmer plötzlich Gift nahm. Sie hatte Sublimat getrunken und nur dem sofortigen Eingreifen des der Verhandlung bewohnenden ärztlichen Sachverständigen wird es zu verdanken sein, wenn sie mit dem Leben davonkommen. Zurzeit ist sie im Stadtlazarett untergebracht. — Das Gericht nahm hinsichtlich des Angeklagten nur unerlaubte Entfernung als vorliegend an und verurteilte ihn, indem es dabei berücksichtigte, da er ganz unter dem Einfluß der B. gestanden, zu drei Monaten Festungshaft.

Das künstliche Löwengebrüll. Es ist eine gewagte Sache, einen Löwen in einem Theaterstück brüllen zu lassen, und die Handwerker im „Sommernachts Traum“ sind vorsichtig genug, um ihren Löwen erst erklären zu lassen, daß er eigentlich gar kein Löwe, sondern Schnock, der Schreiner, ist. Der Moneistel weiß eine Geschichte zu erzählen, in der der Versuch, einen wirklichen Löwen brüllen zu lassen, für einen englischen Theaterdirektor unerwartete Folgen hatte. Er brauchte in einem Stücke unbedingt Löwengebrüll, und da er doch unmöglich eine solche Bestie hinter den Kulissen aufstellen konnte, so kam er auf den ingeniosen Einfall, einen Löwen in den Phonographen brüllen zu lassen. Ein Apparat wurde in dem Löwenkäfig des Zoologischen Gartens aufgestellt, aber das Tier, geärgert über das merkwürdige Instrument, zerflog es mit einem Hieb seiner Tazze. Ein zweiter Versuch ward unternommen; der Phonograph wurde außerhalb des Käfigs aufgestellt und hinter ihm ein Stück Fleisch in die Höhe gehalten, so daß der Löwe brüllend auf den Trichter zusprang. Selig zog der Direktor nun mit dem Phonographen ab, und am Abend ersahnte an der entscheidenden Stelle ein so furchtbar rollendes Löwengebrüll, daß die Zuschauer voller Angst aufsprangen und wie wahnsinnig zu den Saaltüren hinausdrängten. Der Löwe hatte das Publikum aus dem Theater hinausgebrüllt.

Aus König Eduards Weinkeller. König Eduards Weine und Liköre liegen wohl verwahrt in den hohen Kellereien des St. James-Palastes. Kleinere Vorräte befinden sich auch im Windsor-Castle und im Buckingham-Palast, aber das sind nur gleichsam kleine Filialen von dem Riesenspeicher. Früher war die Anhäufung von edlen Weinen, die sich hier durch mehrere Generationen angesammelt hatten, ungeheuer groß; niemand wußte, was für Schätze edlen Rebensaftes in diesen weiten Tiefen zu immer feinerem Geschmack und stärkerem Feuer herangetrieben. Es war einer der ersten Befehle des Königs bei seiner Thronbesteigung — so erzählt eine englische Wochenschrift —, eine genaue Uebersicht über die Weinvorräte aufzunehmen. So wurden viele tausend staubige, mit Spinnweb umhüllte Flaschen aus Licht gebracht. Da kamen Weine zum Vorschein, wie sie heute gar nicht mehr getrunken werden, uralter Madeira, schwere Portweine, brauner Cherry und exotische Liköre mit unbekannten Namen, die fremde Herrscher den englischen Königen geschenkt hatten. Da lagen noch herrliche Moselweine, wie sie der Prinzgemahl einst aus Deutschland bezogen hatte und wie sie die Engländer vorher gar nicht gekannt hatten. Von all diesen erlesenen Arten trinkt der König nichts. Sein Lieblingswein ist der Champagner, aber nach ärztlicher Vorschrift trinkt er schon längst auch bei feierlichen Gelegenheiten nicht mehr davon als zwei Glas. Bei den offiziellen Banketts des englischen Hofes wird auch fast nur Champagner gereicht, selten andere Weine. Als tägliches Getränk hat König Eduard einen leichten weißen Burgunder, eine vorzügliche Marke Chablis, den er gewöhnlich mit einem Mineralwasser mischt.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Auflösung 1: Steinmey. — Auflösung 2: Pyramide.
— Auflösung 3: Aber — Adler.